

**Claus Peter Ortlieb**

## **Markt-Märchen**

**Zur Kritik der neoklassischen akademischen Volkswirtschaftslehre  
und ihres Gebrauchs mathematischer Modelle**

Wie wenig die akademische Wirtschaftswissenschaft über ihren Gegenstand, also das kapitalistische Wirtschaftssystem, weiß und wie gering sie selber ihre analytischen Fähigkeiten einschätzt, wird an den Methoden deutlich, mit denen die Erfolgreichsten der Branche arbeiten: Als wichtigster und zuverlässigster Frühindikator der konjunkturellen Entwicklung gilt in Deutschland der „ifo Geschäftsklima-Index“. Um ihn zu bestimmen, werden jeden Monat mehr als 7000 Unternehmen zu ihrer Einschätzung der konjunkturellen Lage und ihrer kurzfristigen Planung befragt. Im Januar 2004 hatte sich die Stimmung zum neunten Mal hintereinander verbessert. Jetzt musste der Aufschwung aber wirklich kommen, oder, wie einige Tageszeitungen in Reaktion auf dieses Ergebnis frohgemut konstatierten: Er ist da. Kurz darauf war es mit der Herrlichkeit schon wieder vorbei, denn in den beiden Folgemonaten ging die Stimmung bergab und "erholte sich im April 2004 leicht", wie es so schön heißt. Einen realökonomischen Hintergrund hatte das alles nicht. Anscheinend finden auch die Konjunkturbewegungen heutzutage nur noch in einem virtuellen Raum statt.

Methodologisch gesehen ist es so, als würde eine von der Komplexität des Ameisenhaufens verwirrte Ameisenforscherin auf die Idee kommen, 7000 repräsentativ ausgewählte Ameisen nach ihrem Wohlbefinden zu befragen, und das Ergebnis der Umfrage dann als neueste Erkenntnis über die Entwicklung von Ameisenbauten publizieren, vielleicht noch mit der Begründung garniert, bekanntlich bestehe der Ameisenbau zu mehr als der Hälfte aus „Psychologie“. Solches der Verhaltensforschung entlehnte und doch irgendwie „weibliche“ Verfahren der Empathie mit dem Untersuchungsobjekt gilt den empirisch arbeitenden Ökonomen bezeichnenderweise erfolgversprechender als die angeblich harte mathematisch-naturwissenschaftliche Methodik, mit denen ihre Kollegen die volkswirtschaftlichen Lehrbücher füllen.

Diese Einschätzung hat gute Gründe. Der Keynesianismus hat, als sein wirtschaftspolitisches Instrumentarium den postfordistischen Krisenerscheinungen nicht mehr gewachsen war, den akademischen Stellen- und Büchermarkt seinem nie völlig verschwundenen Vorgänger wieder freigemacht, der **Neoklassik**, deren Paradigmen eigentlich spätestens seit der Weltwirtschaftskrise der 1930er Jahre als gescheitert angesehen werden müssen und zeitweise auch wurden. Während das Keynes'sche Modell in der historischen Phase seines Funktionierens, also im Fordismus, Theorie und Empirie einigermaßen zur Deckung bringen und wirtschaftspolitische, das System stabilisierende und konjunkturelle Krisen abfedernde Maßnahmen tatsächlich theoretisch „ableiten“ konnte, wird das von der „modernen ökonomischen Theorie“, in die die neoklassische Schule ihrem eigenen Selbstverständnis nach gemündet ist, gar nicht erst ernsthaft versucht, auch wenn sie in ihren Publikationen zuweilen das Gegenteil behauptet. Am Begriff der Krise wird das besonders deutlich: Für den Keynesianismus zentral, wenn auch in einem affirmativen, an der Stabilisierung des kapitalistischen Systems ori-

entierten Sinne, kommt dieser Begriff in den neoklassischen Lehrbüchern schlicht und einfach nicht vor. Die Krise ist in der Theorie nicht vorgesehen, es gibt sie nicht. Kein Wunder also, dass empirisch arbeitende Wirtschaftsforscher, die sich der Neoklassik gleichwohl verpflichtet fühlen, zu Hilfsmitteln greifen müssen, die nach den üblichen wissenschaftlichen Standards ein wenig befremdlich anmuten.

Das im Verlust der Fähigkeit, der fundamental gewordenen Krise des warenproduzierenden Systems noch adäquat gegenzusteuern, begründete Scheitern des Keynesianismus hätte auf der Basis eines nach wie vor ja durchaus propagierten wissenschaftlichen Ethos‘ eigentlich dazu führen müssen, nach den tieferen Gründen für dieses Scheitern zu fragen. Damit allerdings hätte eine der Warenform bewusstlos verbundene und ihr verpflichtete Volkswirtschaftslehre sich selbst in Frage gestellt. Insofern ist mit einer solchen Entwicklung nicht zu rechnen gewesen. Mit der Neoklassik hat sich stattdessen eine Schule als dominierend durchgesetzt, die alle Probleme, an denen der Keynesianismus scheiterte, dadurch „löst“, dass sie sie ausblendet, indem sie mit einem für die kapitalistischen Verhältnisse ungeeigneten Begriffs-Instrumentarium dafür sorgt, dass bestimmte Fragen gar nicht mehr gestellt werden können, beispielsweise die nach der Krisenhaftigkeit des Systems selbst. Übrig bleibt Ideologieproduktion pur, was dann selbst noch die neoklassischen Empiriker schmerzlich zu spüren bekommen, weil sie kein theoretisches Gegenüber haben, siehe oben.

Anders als mit den Keynesianern, den Neoricardianern und den Traditionsmarxisten, die insbesondere an US-Universitäten nach wie vor ein wissenschaftliches Eigenleben führen, lohnt eine inhaltliche Befassung mit der Neoklassik eigentlich ebenso wenig, wie Marx es für nötig hielt, sich über sarkastische Randbemerkungen hinaus mit den „Vulgärökonomien“ auseinander zu setzen, deren legitime Nachfahren die Neoklassiker sind. Das Problem ist nur, dass die Neoklassik weltweit zur herrschenden ökonomischen Lehre avanciert ist und man in den Buchläden ganzer Universitätsstädte kein einziges einführendes Lehrbuch der Volkswirtschaftslehre mehr findet, das nicht dieser Schule zuzurechnen ist. Auch wenn die neoklassische „Theorie“ keinerlei Erklärungswert besitzt, so entfaltet die darin vermittelte Ideologie doch gesellschaftliche Wirkung. Schließlich handelt es sich um die Ideologie des Neoliberalismus, aufgemotzt durch einen mathematischen Apparat, der seinen Protagonisten suggeriert, bei ihnen sei „seit Jahrzehnten eine ideologiefreie Methodik Standard“, wie es in einer wissenschaftspolitischen Auseinandersetzung an der Universität Hamburg hieß. Wie jede herrschende Ideologie wirkt auch diese selbst noch bei ihren Kritikern, sobald sich der durch sie definierte Diskurs erst einmal durchgesetzt hat. Sie kann deshalb bei aller inhaltlichen Belanglosigkeit nicht einfach vernachlässigt werden.

### Von LÄMMern ...

Trotz der (i. A. zurückhaltenden) Kritik seitens der anderen ökonomischen Schulen wird der Neoklassik von ihnen doch konzidiert, sie biete als einzige eine „mikroökonomische Fundierung“ der ökonomischen Theorie. Sie folgt damit der Auffassung des **methodologischen Individualismus**,

*„daß alles ökonomische Geschehen letztlich auf das Verhalten von Individuen zurückgeführt werden muss.“<sup>1</sup>*

Das klingt irgendwie plausibel und knüpft an die dem mündigen Bürger der Aufklärung geschuldete Redeweise von der „Geschichte, die von Menschen gemacht“ wird, an. Gemeint ist wie fast immer, wenn so geredet wird, das freie Handeln der Individuen innerhalb der Waren-

---

<sup>1</sup> NEUMANN (2002, 271)

form, die ihrerseits nicht thematisiert, sondern blind vorausgesetzt und damit ontologisiert wird: Es gibt keinen gesellschaftlichen Zusammenhang, es gibt nur Einzelne.

Mit der individuellen Freiheit ist es in der Neoklassik allerdings auch nicht weit her. Um nämlich überhaupt so etwas wie ökonomische Gesetzmäßigkeiten entwickeln zu können bei gleichzeitiger Ausblendung des ökonomischen Zusammenhangs, müssen die Gesetze in die Individuen verlegt werden. Hier kommt das LAMM ins Spiel, das Modell des „lernfähigen, abwägenden, maximierenden Menschen“.<sup>2</sup> Das Wichtigste am LAMM ist das erste M, sein maximierendes Verhalten, wogegen Lernen und Abwägen nur die Funktion haben, der Maximierung zu dienen. Was aber maximiert das LAMM? Die Antwort: Es maximiert seinen individuellen Nutzen, was sonst. Jeremy Bentham lässt grüßen, auch wenn er, wie andere Klassiker auch, von der Neoklassik doch reichlich verballhornt wird.

Mit der Verwendung individueller Nutzenkalküle, aus denen alles wirtschaftliche Handeln angeblich abgeleitet wird, ist der Anspruch verbunden, einen **subjektiven Wertbegriff** zu etablieren.<sup>3</sup> Zu diesem Zweck werden die LÄMMER allerdings hart herangenommen: Um aus dem Nutzenbegriff irgendetwas ableiten zu können, muss er weiter eingeschränkt werden. Das LAMM maximiert seinen Nutzen in erster Linie als Konsument, wobei es für sein Geld verschiedene „Güterbündel“ kaufen kann. Um Gnade vor den Augen der Neoklassik zu finden und als „rational“ zu gelten, muss es folgende Axiome erfüllen:

- *Vollständigkeit*: Vor die Wahl zwischen zwei Güterbündel (z. B. 2 Kühlschränke und 3 Waschmaschinen vs. 3 Kühlschränke und 2 Waschmaschinen) gestellt, muss es in der Lage sein, sich für eines zu entscheiden, oder aber beide gleich befriedigend finden.
- *Transitivität*: Zieht es das Güterbündel A dem Güterbündel B und dieses wiederum dem Güterbündel C vor, so muss es auch A gegenüber C vorziehen.
- *Monotonie*: Je mehr Waren, desto besser. 3 Kühlschränke und 3 Waschmaschinen sind also 3 Kühlschränken und nur 2 Waschmaschinen allemal vorzuziehen.
- *Strenge Konvexität* der Indifferenzkurven: Gelten 3 Kühlschränke und 3 Waschmaschinen als ebenso nützlich wie 2 Kühlschränke und 4 Waschmaschinen, so ist der Mittelwert in Gestalt von 2,5 Kühlschränken und 3,5 Waschmaschinen noch nützlicher.

Die Absurdität der Annahmen braucht wohl nicht weiter kommentiert zu werden, und sie hat auch nichts mit dem gewählten Beispiel (Kühlschränke und Waschmaschinen) zu tun: man gehe die Bedingungen etwa mit Kartoffeln und Toilettenpapier durch. Die Annahmen sind gleichwohl *notwendig, um einen mathematischen Satz beweisen zu können*, der besagt, dass es bei gegebenen Marktpreisen und gegebenem Budget ein eindeutig bestimmtes Güterbündel gibt, das die Bedürfnisse des LAMM maximal befriedigt und sein Budget gerade ausschöpft. Das ist eigentlich schon alles, was sich sagen lässt. Aber der Quark wird noch ein wenig getreten:

*„Die wissenschaftliche Fruchtbarkeit des neoklassischen Modells zeigt sich auch darin, daß es auf andere, nichtkonventionelle Gebiete angewandt worden ist.“<sup>4</sup>*

Gemeint ist hier das LAMM und seine Axiome der „rationalen Wahl“. Um diesen Sachverhalt richtig würdigen zu können, muss man sich den Ansatz noch einmal vor Augen führen, der in dem eindimensionalen Nutzenbegriff liegt. Es gibt hier streng genommen keine Bedürfnisse im Plural, sondern „das Bedürfnis“, welches durch den Konsum von Waren befriedigt wird, von den einen mehr, den anderen weniger, was eben auch heißt, dass das Glas Apfelsaft und die Rolle Toilettenpapier hinsichtlich ihrer Funktion, „das Bedürfnis“ zu befriedigen, qualitativ nicht mehr unterschieden werden. Eine ätzendere Karikatur des bürgerlichen Subjekts in seiner Rolle als Konsumidiot ist kaum denkbar, aber so ist es natürlich nicht gemeint.

<sup>2</sup> NEUMANN (2002, 273)

<sup>3</sup> vgl. DEBREU (1976)

<sup>4</sup> NEUMANN (2002, 274)

Wozu das Alles? Am Ende kommt nur heraus, dass der Konsument für sein Geld ein „Güterbündel“ erworben hat. Um das festzustellen, bedarf es keines Modells. Nachträglich wird dann behauptet, in Wirklichkeit habe er als LAMM agiert und im Konsum seinen Nutzen maximiert. Da sich die angeblichen individuellen Präferenzen empirisch nicht dingfest machen lassen, kann man an sie glauben oder nicht, es ändert nichts. Auch hinsichtlich weitergehender Fragen lassen sich aus den Axiomen der „rationalen Wahl“ keinerlei Schlüsse ziehen. Eine solche Frage könnte sein, welchen Einfluss etwa die Verteuerung von Nahrungsmitteln auf deren Konsum hat. Die Antwort ist: es kommt drauf an. Eine Möglichkeit ist, weniger oder billigere Nahrungsmittel zu konsumieren; eine andere besteht darin, wegen der Verknappung des eigenen Budgets künftig auf Auslandsreisen zu verzichten und mehr Nahrungsmittel im eigenen Land zu kaufen. Beides ist mit den Axiomen der „rationalen Wahl“ vereinbar.

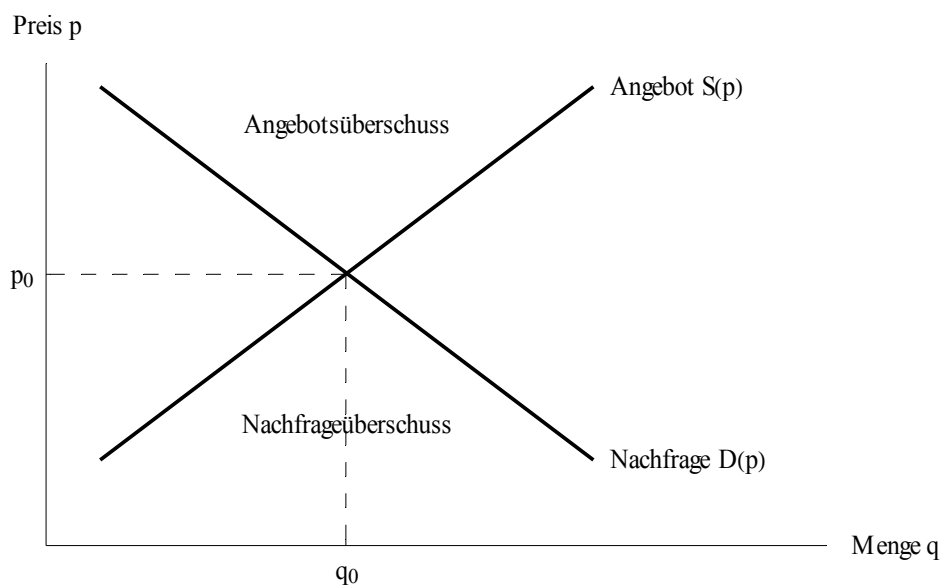
Dieses Nichtergebnis wird dann kurzerhand auf die Makroökonomik übertragen:

*„Eingeführt wurde der neoklassische Ansatz auch in die Makroökonomik, indem die gesamtwirtschaftliche Nachfrage nach privatem Konsum und Investitionen aus dem Maximierungskalkül eines repräsentativen Individuums abgeleitet wurde.“<sup>5</sup>*

Mit der Individualität der Präferenzen ist es dann leider vorbei, denn wie sich zeigen lässt, kann die aggregierte Nachfrage mehrerer Individuen mit individuell verschiedenen Präferenzen nicht als Konsumverhalten eines einzelnen Individuums beschrieben werden. Die gegenteilige und selbst im Rahmen der neoklassischen Lehre reichlich monströse Annahme bleibt zudem ohne Konsequenzen: Die aggregierte Nachfragefunktion besitzt keinerlei interessante Eigenschaften, die sich aus der Konsumtheorie ableiten ließen, was im Übrigen die neoklassischen Mikroökonomien durchaus selber wissen.<sup>6</sup>

Insofern lässt sich festhalten, dass der Anspruch einer „mikroökonomischen Fundierung“ und der damit verbundenen Etablierung einer „subjektiven Wertlehre“ bereits im ersten Schritt in sich zusammengebrochen ist. Die Theorie des Konsumentenverhaltens ist eine in sich geschlossene mathematische Theorie ohne Verbindung zu anderen Teilen des neoklassischen Lehrgebäudes, von Verbindungen zur realen Ökonomie ganz zu schweigen.

### ... und Gleichgewichten



<sup>5</sup> NEUMANN (2002, 274)

<sup>6</sup> vgl. KEEN (2001, 40)

Aber es gibt ja noch ein zweites Bein:

„Das Paradigma der Neoklassik kann durch zwei zentrale Ideen charakterisiert werden, den methodologischen Individualismus und die Gleichgewichtsidee“, <sup>7</sup>

so das Selbstverständnis eines ihrer Vertreter. Das Symbol der neoklassischen **Gleichgewichtsidee** ist das nach Alfred Marshall so genannte Marshall-Kreuz, welches das Modell eines einfachen Marktes kennzeichnet. In den einführenden Lehrbüchern der Volkswirtschaftslehre wird es mit Bezug auf Alltagserfahrungen motiviert und anschließend bis zum Überdruß auf alle nur denkbaren Situationen angewandt. Betrachtet wird ein Markt für eine einzelne Ware, auf dem sich Anbieter (Produzenten) und Nachfrager (Konsumenten) gegenüberstehen und für den sehr spezifische Modellannahmen erfüllt sind:

- Es herrscht *vollständige Konkurrenz*, d. h. die angebotenen Güter sind gleich, und die Marktteilnehmer sind so zahlreich und ökonomisch unbedeutend, dass sie den Marktpreis  $p$  nicht beeinflussen können. Sie reagieren daher auf ihn als *Mengenanpasser*.
- Das Angebot  $S = S(p)$  und die Nachfrage  $D = D(p)$  sind also *Funktionen des Marktpreises*  $p$  und *nur* von ihm, d. h. es wird angenommen, dass alle anderen Einfluss-Faktoren konstant sind (*Ceteris-paribus-Klausel*).
- Die Nachfragefunktion ist *monoton fallend*, d. h. je höher der Preis, desto geringer ist die Nachfrage und umgekehrt.
- Die Angebotsfunktion ist *monoton wachsend*, d. h. je höher der Preis, desto mehr wird produziert und auf dem Markt angeboten.

Diese Bedingungen müssen erfüllt sein, damit die obige Grafik zutrifft. Unter gewissen mathematisch-technischen Zusatzannahmen garantieren sie die **Existenz** eines Gleichgewichtspreises  $p_0$  und einer zugehörigen Gleichgewichtsmenge  $q_0$ , sodass

$$q_0 = S(p_0) = D(p_0).$$

Weitere Bedingungen kommen hinzu, um die **Stabilität** des Marktgleichgewichts sicher zu stellen, die folgendermaßen plausibel gemacht wird:

- Liegt der aktuelle Marktpreis über dem Gleichgewichtspreis, so herrscht ein *Angebotsüberschuss*, die Anbieter sind daher gezwungen, ihre Waren billiger anzubieten, um sie absetzen zu können und ziehen sich teilweise vom Markt zurück, während neue Konsumenten angelockt werden. Angebot und Nachfrage nähern sich an, der Marktpreis tendiert zum Gleichgewichtspreis.
- Liegt der aktuelle Marktpreis unter dem Gleichgewichtspreis, so herrscht ein *Nachfrageüberschuss*, die Anbieter können ihre Preise erhöhen, ohne ihren Absatz zu gefährden, Konsumenten ziehen sich zurück, weitere Anbieter werden durch den höheren Preis angelockt, der Marktpreis tendiert zum Gleichgewichtspreis.

Die idealisierenden Annahmen, die hierzu gemacht werden müssen, sind die der *vollständigen Durchsichtigkeit* des Marktgeschehens für alle Marktteilnehmer und der *Zeitgleichheit von Produktion und Tausch*, also der Abstraktion von der zeitlichen Dimension.

Kreuze haben es so an sich, für allerlei religiöse Zwecke eingesetzt zu werden, so auch dieses: Es gibt kaum eine ökonomische Fragestellung, die in den einführenden Lehrbüchern nicht durch Auflegen des Marshall-Kreuzes gelöst wird. In dem bei seinem Erscheinen als neues Standard-Lehrbuch gefeierten Werk des Harvard-Ökonomen MANKIWI (2001) taucht die entsprechende Grafik auf 850 Seiten 91 mal auf, je nach Anwendungsbereich nur verschieden beschriftet, ohne dass sich der Autor die Mühe macht, die Modellannahmen für die jeweils betrachtete Situation erneut zu überprüfen und zu begründen. Nach eigenem Selbstverständnis

---

<sup>7</sup> NEUMANN (2002, 272)

braucht er das auch nicht, folgt er damit doch nur dem neoklassischen Dogma, einer **Harmonelehre des Marktes**:

- Alle Märkte (Güter-, Dienstleistungs-, Arbeits-, Geldmärkte) sind, von zeitlich kurzen Störungen abgesehen, ständig im Gleichgewicht. Indem sie über die Anpassung der Preise einen Ausgleich zwischen den in der Wirtschaft wirkenden Kräften herstellen, sorgen sie für die Übereinstimmung von Angebot und Nachfrage.
- Und im Umkehrschluss: Sind empirische Märkte dauerhaft nicht im Gleichgewicht, so kann das nur durch marktfremde Einflüsse verursacht worden sein.

Als Begründung wird dazu immer wieder das einfache Marktmodell des Marshall-Kreuzes herangezogen, wobei seine doch sehr spezifischen Voraussetzungen stillschweigend unter den Teppich gekehrt werden.<sup>8</sup>

Das Dumme ist nämlich, dass die Modellannahmen noch nicht einmal im Lichte der neoklassischen Haushalts- und Produktionstheorie Bestand haben, was zu allerlei merkwürdigen Verrenkungen und Verschleierungstaktiken führt. Die vielen einführenden Lehrbücher unterscheiden sich denn auch vor allem hinsichtlich der „didaktischen Strategien“, die in ihnen enthaltenen logischen Widersprüche vor den geneigten LeserInnen möglichst geschickt zu verbergen.

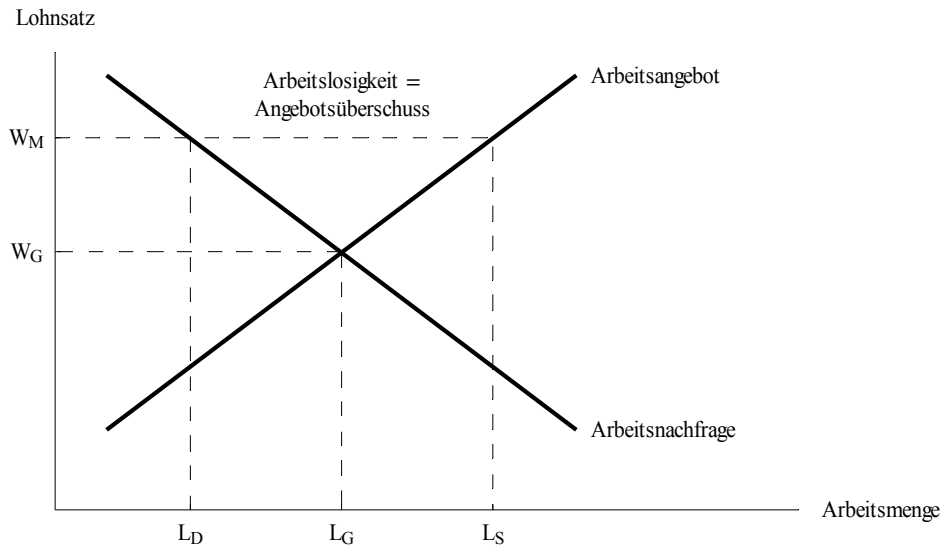
Beispiel Gütermärkte: Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass aus der neoklassischen Nutzenmaximierung keinerlei Schlüsse gezogen werden können, wie die Nachfrage der Haushalte auf Änderungen des Preises einer einzelnen Ware reagiert. Dass die Nachfragefunktion monoton fällt, lässt sich innerhalb der neoklassischen Theorie also nicht ableiten, sondern muss als Adhoc-Annahme eingeführt werden. Schlimmer noch ist die Situation bei der Angebotsfunktion: Aus der neoklassischen Theorie der Unternehmung ergibt sich, dass die Annahme einer nur vom Marktpreis abhängigen und mit ihm monoton wachsenden Angebotsfunktion gleichbedeutend ist mit einer konvexen Kostenfunktion der Produzenten, die Fixkosten ebenso verbietet wie wachsende Skalenerträge.<sup>9</sup> Anwendbar ist das Modell also gerade mal auf eine vorindustrielle, im wesentlichen auf Handarbeit beruhende Weizenwirtschaft, in der die Erhöhung der Produktion die Einbeziehung schlechterer Böden erfordert, weshalb die Grenzerträge sinken. Die Verhältnisse industrieller Massenproduktion mit hohen Fixkosten (Fabrikanlagen, Maschinen) und bis zur Kapazitätsgrenze im Wesentlichen konstanten Grenzkosten (Arbeit, Material) sind aus der Betrachtung des Modells also von vornherein ausgeschlossen, was die Neoklassik allerdings nicht daran hindert, sie fröhlich darunter zu subsumieren.

Beispiel Arbeitsmarkt: Dieser befindet sich seit vielen Jahren im Ungleichgewicht. Mehr als 4 Millionen Arbeitslose bedeuten in der neoklassischen Terminologie einen Angebotsüberschuss in eben dieser Höhe. Der kann natürlich nur durch marktfremde Einflüsse zu Stande gekommen sein, und zwar so (s. Grafik)<sup>10</sup>:

<sup>8</sup> Es gibt noch ein weiteres zur Rechtfertigung herangezogenes Modell, nämlich das auf Leon Walras zurückgehende des allgemeinen Gleichgewichts, das von Kenneth Arrow und Gérard Debreu zu je einem Nobelpreis hochgefahren wurde, vgl. DEBREU (1976). Wegen der damit verbundenen schwierigen mathematischen Probleme spielt es in der ökonomischen Literatur eher im Hintergrund eine Rolle, als etwas, auf das man in vager Form verweisen kann, wenn die Annahmen des Marshall-Modells doch als allzu speziell erscheinen. Eine genauere Prüfung zeigt aber, dass hier eine reine Tauschwirtschaft ohne Geld mit einer (allenfalls) vorindustriellen Produktion beschrieben wird, vgl. HELMEDAG (1999), ORTLIEB (2004). Die bekannte ironische Anmerkung von Joan Robinson, dieses Modell sei sehr gut anwendbar auf den auf Rote-Kreuz-Paketen und einer Zigarettenwährung basierenden Markt in einem Kriegsgefangenenlager, behält, was die Modellgrenzen betrifft, ihre Gültigkeit.

<sup>9</sup> s. ORTLIEB (2004). Dieses Resultat ist natürlich keineswegs neu, sondern findet sich letztlich in jedem mikroökonomischen Lehrbuch. Weil es das Marshall-Modell aber in die Luft sprengt und daher eigentlich nicht sein darf, wird immer ein rechter Eiertanz darum geführt.

<sup>10</sup> MANKIW (2001, 625)



- Arbeitslosigkeit tritt dauerhaft ein, wenn der tariflich oder gesetzlich festgeschriebene Mindestlohnsatz  $W_M$  über dem Gleichgewichtslohnsatz  $W_G$  liegt. In diesem Fall liegt das Arbeitsangebot  $L_S$  über der Arbeitsnachfrage  $L_D$ .
- Zur Behebung der Arbeitslosigkeit ist daher der Mindestlohnsatz abzuschaffen oder jedenfalls soweit abzusenken, dass er unter dem Gleichgewichtslohnsatz liegt.

So einfach ist das, wenn einem Marshalls Zauberkreuz zur Verfügung steht. Zu einfach übrigens selbst nach den bornierten Kriterien<sup>11</sup> der „mikroökonomischen Fundierung“: 120 Seiten, bevor MANKIW (2001) diese Lösung des Arbeitslosigkeitsproblems zum Besten gibt, versucht er sich an einer Ableitung des Arbeitsangebots der Haushalte aus deren Nutzenoptimierung.<sup>12</sup> Und siehe da: Die Arbeitsangebotskurve muss keineswegs, wie oben unterstellt, einen steigenden Verlauf haben. Warum sollte sie auch? Wer 40 Stunden in der Woche für einen Stundenlohn von 8 Euro arbeitet und den wöchentlichen Lohn von 320 Euro zum (Über)leben dringend braucht, der wird bei einer Absenkung des Stundenlohns auf 6 Euro nicht weniger, wie hier unterstellt, sondern mehr arbeiten wollen, damit das nötige Geld zusammen kommt.

Die hier zwischen zwei Buchdeckel gepressten Ungereimtheiten machen deutlich, dass Theorie die Sache der Neoklassik nicht ist. Bei dem neoklassischen Gebilde handelt es sich um ein Sammelsurium mathematischer Modelle, die vorne und hinten nicht zusammen passen und eigentlich nur zeigen, dass die Verwendung von Mathematik allein einen horrenden Mangel an Logik nicht wettmachen kann.

## Die Lehre vom komparativen Vorteil

Die völlige Beliebigkeit der neoklassischen Argumentationsweise zeigt sich auch in der Behandlung eines eher klassischen Sujets, der so genannten Regel vom komparativen Vorteil, mit der RICARDO (1994/1821) die Behauptung aufstellte, dass Freihandel für alle Beteiligten nützlich sei, selbst dann, wenn eine Nationalökonomie in allen Bereichen unproduktiver ist als eine andere, mit der sie Handel treibt.

<sup>11</sup> Borniert deswegen, weil vom ganzen Ansatz der „mikroökonomischen Fundierung“ her immer nur die Sichtweise des einzelnen Betriebes oder Haushalts zum Zuge kommen kann. Dass eine Absenkung des Lohnsatzes zu einer Verringerung der Nachfrage nach Gütern, diese zu einer Verringerung der Produktion und damit einer geringeren Nachfrage nach Arbeitskraft führen kann, kann dann gar nicht mehr gedacht werden.

<sup>12</sup> MANKIW (2001, 501 ff.), gut versteckt im Kapitel *Ein Thema für Fortgeschrittene*, Abschnitt *Die Theorie der Konsumentscheidungen*, Unterabschnitt *Vier Anwendungen*.

In dem bereits erwähnten Buch von MANKIW (2001, 52 ff.) wird diese Lehre entsprechend dem „durchgängigen didaktischen Konzept“ durch ein Gleichnis nahegebracht, aus dem dann sogleich weitgehende Schlussfolgerungen gezogen werden: Betrachtet wird eine „modellhaft vereinfachte Volkswirtschaft“, bestehend aus einem Farmer und einem Rancher, die beide Fleisch und Kartoffeln produzieren und konsumieren. Dabei wird unterstellt, dass der Rancher in beiden Bereichen produktiver ist als der Farmer:

	Arbeitsstunden für 1 Pfund		Produktionsmenge in 40 Stunden	
	Fleisch	Kartoffeln	Fleisch	Kartoffeln
Farmer	20 Stunden	10 Stunden	2 Pfund	4 Pfund
Rancher	1 Stunde	8 Stunden	40 Pfund	5 Pfund

In derselben Arbeitszeit kann der Rancher 20-mal so viel Fleisch und 1,25-mal so viel Kartoffeln produzieren wie der Farmer. Eine Arbeitszeit von 40 Stunden je Woche für beide vorausgesetzt, könnte der Farmer also beispielsweise 1 Pfund Fleisch und 2 Pfund Kartoffeln, der Rancher dagegen 20 Pfund Fleisch und 2,5 Pfund Kartoffeln wöchentlich produzieren und, bei Selbstversorgung und Autarkie, konsumieren.

Ausgehend von dieser Situation schlägt nun der Rancher dem Farmer folgendes Geschäft vor: ‚Du hörst auf, Fleisch zu produzieren und spezialisierst dich auf das, was du am besten kannst, die Kartoffelerzeugung. Du stellst also jede Woche 4 Pfund Kartoffeln her. Ich dagegen werde in jeder Woche 24 Pfund Fleisch und 2 Pfund Kartoffeln produzieren. Am Ende jeder Woche gibst du mir 1 Pfund Kartoffeln und erhältst dafür 3 Pfund Fleisch, kannst also in jeder Woche 3 Pfund Fleisch und 3 Pfund Kartoffeln konsumieren, von beidem mehr als bisher.‘ Der Rancher hat von diesem Geschäft natürlich auch einen Vorteil, sonst hätte er es nicht vorgeschlagen: Er kann in jeder Woche 21 Pfund Fleisch und 3 Pfund Kartoffeln konsumieren, ebenfalls von beidem mehr als bisher. Nach einigem Hin und Her (Bauern sind bekanntlich misstrauisch) willigt der Farmer in das Geschäft ein.

Das Geheimnis hinter dieser auf den ersten Blick vielleicht verblüffenden Rechnung ist der komparative Vorteil, den der Farmer trotz seiner unterlegenen Produktivität bei der Kartoffelproduktion hat: Um ein Pfund Kartoffeln mehr zu produzieren, müsste er auf ein halbes Pfund Fleisch verzichten, der Rancher dagegen auf ganze 8 Pfund. Durch Spezialisierung ist daher möglich, insgesamt mehr zu produzieren. ‚Die Moral von der Geschichte vom Ackerbauern und vom Viehbauern sollte nun klar sein: *Handel vermag jedem in der Gesellschaft zu nützen, weil er jedem die Spezialisierung auf seine Aktivitäten mit dem komparativen Vorteil ermöglicht.*‘

Mit dem letzten Satz wird bereits angedroht, was folgt: Die aus der „modellhaft vereinfachten Volkswirtschaft“ gewonnenen Erkenntnisse werden gnadenlos angewandt auf Situationen, die ganz anderen als den im Beispiel unterstellten Bedingungen unterliegen. Nach einem Schlenker zu der spannenden Frage, ob Boris Becker (im amerikanischen Original: Michael Jordan) seinen Rasen selbst mähen oder dazu lieber eine Dienstleisterin in Anspruch nehmen sollte, kommt MANKIW (2001, 61) endlich zu dem Thema, um das es bei der Lehre vom komparativen Vorteil einzig und allein geht, nämlich dem internationalen Handel. Das geschieht anhand einer Variation des obigen Beispiels, in der es um die internationale Arbeitsteilung zwischen den USA und Deutschland (im amerikanischen Original: Japan) geht mit dem Ergebnis, dass sich die USA wegen ihrer fruchtbareren und reichlicheren Böden auf die Weizen- und Deutschland auf die Autoproduktion spezialisieren sollte. Es ist schon pikant, dass hier ein amerikanischer Autor der Deindustrialisierung der USA das Wort redet. Aber das ist natürlich weder ernst gemeint noch ernst zu nehmen. Gemeint ist und hängen bleibt allein des abschließende Satz: ‚Der Außenhandel gibt allen Ländern die Möglichkeit zu größerer Prosperität.‘

So läppisch die Argumentation auch erscheinen mag, sie ist in dieser Hinsicht durchaus repräsentativ für einführende Lehrbücher der VWL. Deshalb soll auf die in ihr enthaltenen und verallgemeinerungsfähigen methodischen Fehler hingewiesen werden. Sie bestehen in dem Gebrauch eines mathematischen Modells, ohne dessen Annahmen als solche auszuweisen. Die Grenzen des Modells verschwimmen in einem diffusen Nebel, es scheint auf alles und jedes anwendbar zu sein, von der Alltagssituation bis zum Welthandel, seine Reichweite wird unermesslich. Und genau das stimmt eben nicht. Bei Lichte besehen abstrahiert das Modell nämlich von so gut wie allem, was das moderne kapitalistische System ausmacht:

- Am auffälligsten ist, dass der Markt und die Konkurrenz auf ihm nicht vorkommen, sonst doch immer das Allerheiligste für neoklassische Ökonomen. Es handelt sich um ein planwirtschaftliches Modell und ist insofern allenfalls auf den Handel zwischen sozialistischen Bruderländern seligen Angedenkens anwendbar: Farmer und Rancher handeln einen gemeinsamen wöchentlichen Produktionsplan aus und vereinbaren, wie seine Ergebnisse auf die Beteiligten zu verteilen sind. Keine Rede ist davon, dass sie für den Markt produzieren, ihn entscheiden lassen, was Bestand hat und was nicht, und sich seinen Bedingungen anpassen. Ausgerechnet ein solches Modell als Argument zu verwenden, alle Länder sollten sich dem Weltmarkt unterwerfen, weil er ihnen die „Möglichkeit zu größerer Prosperität gibt“, ist schon ein starkes Stück. Denn ob und wie unter Marktbedingungen sich diese Möglichkeit realisieren lässt, bleibt ja von vornherein außer jeder Betrachtung.
- Eine weitere Modellannahme besteht darin, dass ein möglichst großer Konsum von Fleisch und Kartoffeln angestrebt wird, also eine unbegrenzte Nachfrage nach ihnen vorliegt, der aber nur ein begrenztes Angebot gegenübersteht, weil Farmer und Rancher als Einzelpersonen auf ihrer eigenen Hände Arbeit und damit eine wöchentliche Arbeitszeit von 40 Stunden verwiesen sind. Solche Situationen mag es geben, aber auf sie ist die Anwendbarkeit des Modells denn auch beschränkt. Mit kapitalistischer Produktion haben sie nichts zu tun: Würden Farmer und Rancher tatsächlich als Kapitalisten agieren, Landarbeiter einstellen und dadurch ihre Produktion erhöhen, so wäre das Angebot prinzipiell unbeschränkt, begrenzt nur durch die Aufnahmefähigkeit des Marktes, also die zahlungsfähige Nachfrage. Unter diesen Bedingungen wäre aber der Farmer sofort aus dem Rennen, weil der Rancher *beide* Produkte billiger produzieren und auf den Markt werfen kann. Das scheint wohl heute auch die Situation vieler Länder zu sein, die dem Weltmarkt ausgeliefert sind, mit der Produktivität der Konkurrenz aber nicht Schritt halten können.

So schludrig, wie Mankiw das Modell hier präsentiert, könnte er aus ihm auch ableiten, dass zwei Betriebe, die dieselben Waren produzieren, unter kapitalistischen Bedingungen auch dann noch koexistieren können, wenn der eine Betrieb alle Produkte billiger herstellen kann als der andere. Ein solches Ergebnis wäre derart kontrafaktisch, dass selbst der hartgesottenste neoliberale Ideologe davor zurückschrecken würde. Seine Ableitung unterschiede sich aber überhaupt nicht von der hier vorgelegten, die schon deswegen nicht richtig sein kann. Anders gesagt: Eine auf der Lehre vom komparativen Vorteil basierende Argumentation für die Wohltaten des Freihandels müsste deutlich machen, worin sich die Konkurrenz zwischen den Ökonomien verschiedener Länder von derjenigen zwischen kapitalistischen Betrieben desselben Landes unterscheidet. Davon ist hier aber keine Rede und kann es im gewählten Farmer-Rancher-Modell auch gar nicht sein.

RICARDO (1994/121, 116), der mit einem ähnlichen fiktiven Modell operiert, die Produktion von Wein und Tuch in England und Portugal betreffend, geht auf den Unterschied zwischen Nationalökonomien und Einzelbetrieben immerhin ein. Er sieht ihn vor allem in der Immobilität des Kapitals und, eher am Rande, in den Transportkosten: „Der diesbezügliche Unterschied zwischen einem einzelnen und mehreren Ländern ist leicht zu begreifen, wenn man die Schwierigkeiten in Rechnung stellt, mit der Kapital von einem Lande in das andere wandert, um eine profitablere Anlage zu suchen, und die Beweglichkeit berücksichtigt, mit der es sich

fortwährend innerhalb eines Landes von einer Provinz zur anderen bewegt. ... In jedem anderen Falle, in dem Kapital ungehindert in jene Länder fließt, in denen es am profitabelsten angelegt werden kann, kann es keinen Unterschied in der Profitrate geben und keinen Unterschied in dem wirklichen oder in Arbeit ausgedrückten Preis der Waren. ... Die Erfahrung zeigt jedoch, daß die eingebilddete oder tatsächliche Unsicherheit eines nicht der unmittelbaren Kontrolle seines Eigentümers unterliegenden Kapitals zusammen mit der natürlichen Abneigung jedes Menschen, das Land seiner Geburt und persönlichen Beziehungen zu verlassen und sich mit allen seinen eingewurzelten Gewohnheiten einer fremden Regierung und ungewohnten Gesetzen anzuvertrauen, die Abwanderung von Kapital hemmen. Diese Gefühle, deren Schwinden ich sehr bedauern würde, bestimmen die meisten Menschen mit Vermögen, sich eher mit einer niedrigeren Profitrate im eigenen Land zu begnügen, als daß sie eine vorteilhaftere Anlage für ihren Reichtum bei fremden Nationen suchen.“

Die Gründe, die Ricardo hier nennt und die zu seiner Argumentation für den Freihandel gehören, sind zeitlichen Veränderungen unterworfen, wie er selber sieht, und sie dürften heutzutage hinfällig geworden sein. Die Zeiten sind vorbei, in denen es noch nennenswerte Fälle gibt, in denen das Kapital nicht „ungehindert in jene Länder fließt, in denen es am profitabelsten angelegt werden kann.“ Vor der versuchten Vereinnahmung durch die Neoklassik, die diese Nebenbedingung einfach unter den Tisch fallen lässt, ist Ricardo insofern in Schutz zu nehmen.<sup>13</sup>

Der Autor N. Gregory Mankiw, dessen Märchen ich hier nacherzähle, ist inzwischen zum ökonomischen Chefberater des US-Präsidenten aufgestiegen. Auch dort vertritt er die reine Lehre, nunmehr im Rahmen der betriebswirtschaftlichen Globalisierung: „Outsourcing ist etwas, von dem wir einsehen sollten, dass es langfristig von Vorteil für die Wirtschaft ist.“ Wenn US-Betriebe ihre weniger produktiven Abteilungen ins Ausland verlagern, dann konzentrieren sie sich damit auf die Bereiche, in denen sie im eigenen Land einen komparativen Vorteil haben, und das nütze bekanntermaßen allen. Im amerikanischen Wahlkampf kam der damit verbundene Export von Arbeitsplätzen aber gar nicht gut an, weshalb der Präsident die Notbremse zog und sein Chefökonom erst einmal zurückrudern musste.

## Wirkungen

Die Kennzeichnung der Neoklassik als Wahnsystem wäre nicht korrekt, denn jedes anständige Wahnsystem ist doch zumindest in sich schlüssig und logisch konsistent. Gleiches gilt aus demselben Grund für die manchmal gebrauchte und immerhin höflichere Charakterisierung als „Modellplatonismus“ oder „ökonomische Idealwelt“. Passender, weil innere Logik nicht mehr voraussetzend, scheint mir deshalb die von KRÄTKE (1999) eingeführte Deutung als „Weltreligion“, die sich freilich darüber hinaus auch auf materiellere Dinge bezieht:

„Die heutige Ökonomie hat in der Tat ihre offiziellen und hoch esoterischen Lehrgebäude, die in einer dem Kirchenlatein vergleichbaren, dem Laien unverständlichen Sprache, der Sprache der höheren Mathematik, formuliert sind. Sie befaßt sich in erster Linie mit sich selbst, mit dem Studium ihrer eigenen, selbsterzeugten Probleme, da sich ihre Vertreter, soweit sie das treiben, was sie ökonomische Theorie zu nennen belieben, in der Hauptsache mit dem Studium ihrer Modelle, und nicht etwa mit der ökonomischen Realität beschäftigen. Sie hat ihre hierarchische Ordnung, angefangen beim Fußvolk der Laien, der Laienbrüder und -prediger, die die exoterische Seite der Ökonomie darstellen, die Wirtschaftsjournalisten, die

<sup>13</sup> Die Frage, ob Ricardo zu seiner Zeit Recht hatte, ist davon nicht berührt. Tatsächlich ließ wohl die kapitalistische Entwicklung einer Nationalökonomie auch zu Zeiten einer geringeren Mobilität des Kapitals die von ihm propagierte Spezialisierung gerade nicht zu. Auch heute findet der überwiegende Anteil des Welthandels zwischen Ländern statt, die sich nicht auf ihren „komparativen Vorteil“ konzentrieren müssen.

zahllosen Berater, die Lehrer, das Heer der Mitarbeiter in statistischen Büros, die Forscher in vielerlei privaten und öffentlichen Einrichtungen, die Manager und Unternehmer in Millionen von privaten und öffentlichen Unternehmen, die zahlreichen Funktionäre der Interessenverbände. Darüber erhebt sich die Hierarchie des ökonomischen Klerus, der Orden und Klöster, neudeutsch think tanks genannt, der Prälaten, Bischöfe und Kardinäle, die sich an öffentlichen und privaten Hochschulen überall auf der Welt tummeln, der Päpste, d. h. der Verfasser der großen, weltweit verfassten Lehrbücher, der Direktoren der großen, nationalen Forschungseinrichtungen, der Präsidenten der nationalen und internationalen Fachverbände, der Nobelpreisträger. Fast so sicher wie der Satz, daß der Papst an Gott glaubt, gilt der Satz, daß in den oberen Rängen dieser Hierarchie nur gläubige Neoklassiker anzutreffen sind – mit wenigen, dafür umso bemerkenswerteren Ausnahmen.<sup>14</sup>

Dass diese Bruderschaft seit inzwischen mehr als zwei Jahrzehnten die Diskurshegemonie erobert hat, geht auch an denen nicht spurlos vorüber, die sich ihr nicht unbedingt zurechnen. Die Stammtischnähe der neoklassischen Metaphern, eigentlich kein besonderer Ausweis von Qualität, kommt ihr dabei durchaus zugute, weil sie an eine allgemeine Theoriefeindlichkeit anknüpfen kann. Zumindest die folgenden drei ineinander verschränkten Merkmale des neoklassischen Diskurses finden sich verstärkt auch außerhalb der Neoklassik wieder:

1. Eine ausschließlich mikroökonomische Sichtweise setzt sich durch, und zwar in doppelter Hinsicht: Zum einen gilt der betriebswirtschaftliche Standpunkt des Einzelunternehmens als der einzige überhaupt, unter dem „die Wirtschaft“ sinnvoll beurteilt werden kann. Zum anderen werden auch makroökonomische Einheiten metaphorisch wie Einzelpersonen behandelt, so etwa der Staat, der als „guter Hausvater“ jetzt sparen müsse, weil „wir (also die Familienmitglieder) über unsere Verhältnisse gelebt“ hätten.
2. Die Krisenhaftigkeit des Kapitalismus als eines seiner systemischen Merkmale wird ausgeblendet. Der inzwischen alltäglichen Erfahrung entsprechend wird die Krise phänomenologisch durchaus wahrgenommen. Aber sie gilt nicht als dem kapitalistischen System strukturell immanent, sondern als subjektivem Fehlverhalten geschuldet, sei es dem eigenen, sei es dem dunkler Mächte. Die in letzter Zeit durchaus gängige Rede etwa vom „Krisenland Deutschland“ meint ja nicht, jetzt habe auch uns die Krise erreicht, sondern: wir haben den Anschluss verpasst und seien in der internationalen Konkurrenz zurückgefallen, weil wir gegen elementare Marktgesetze verstoßen haben. Völlig undenkbar dagegen bleibt, das System als Ganzes könne in die Krise geraten.
3. Ein subjektiver Wertbegriff wird zumindest implizit verwendet bzw. gedankenlos unterstellt. Das Verschwinden der Arbeit ist dann zwar erkennbar ein Problem der „nicht mehr marktfähigen“ Arbeitslosen und der nicht mehr finanzierbaren sozialen Sicherungssysteme, das Kapital selbst sei in seiner Substanz davon aber gar nicht tangiert, sondern ziehe seine Profite fröhlich weiter, aus welchen Quellen eigentlich?

Es kann einen schon traurig stimmen, wenn selbst noch auf Marx sich berufende Autoren, vielleicht nur unbedacht und im Eifer des Gefechts, in derartige Argumentationsmuster verfallen. Fast zwangsläufig muss dort wohl die vulgärmarxistische Variante landen, die das Kapital nicht als ein gesellschaftliches Verhältnis versteht, sondern als eine Veranstaltung mächtiger Männer, welche die gar nicht wirklich vorhandenen Sachzwänge der Kapitalverwertung zum eigenen Vorteil nur vorschoben. Bemerkenswerter ist schon, wenn auch Leute, die über solche Vorstellungen eigentlich hinaus sein sollten, in ihrer Abwehr etwa der von KURZ (1995) entwickelten Krisentheorie nur noch mit dem persönlichen Verhalten einzelner Macher argumentieren, die es schon richten werden: Folgt man ISF (2000, 63), so wäre ein Zusammenbruch der Finanzmärkte nur dann möglich, wenn die verantwortlichen Manager in einem Akt kollektiver Dummheit alle zugleich die Lehren ihres VWL-Grundstudiums verges-

---

<sup>14</sup> KRÄTKE (1999, 102/103)

sen und geschlossen das ökonomisch Falsche tun würden, was natürlich nicht besonders wahrscheinlich ist.

Und was ist von dem von ISF (2000, 70) in Anschlag gebrachten Modell zu halten, dem zufolge das kapitalistische Weltsystem auch mit einem verschwindend geringen Quantum an wertproduktiver Arbeit auskommt? In dieser Fiktion werden die 100000 noch notwendigen jährlichen Arbeitsstunden von immerhin 10 Millionen Kapitalistenhänden ausgebeutet, das sind 36 Sekunden wertproduktiver Arbeit je Hand, aus denen sie dann ihren Mehrwert hecken muss. Da können einem die Kapitalisten nur noch leid tun. Oder liegt dieser Vorstellung, die einen Kapitalismus ohne Wert und Mehrwert für möglich hält, nicht doch eher ein anderer, also subjektiver Wertbegriff zu Grunde?

Vielleicht wurde hier schlicht und einfach nicht genügend nachgedacht. Aber dabei kommt dann eben fast zwangsläufig heraus, dass einem die Denkmuster des herrschenden Diskurses durch die Hintertür in die eigene Argumentation geraten.

## Fazit

Es fällt schwer, die Neoklassik unter wert- oder auch nur allgemein wissenschaftskritischem Aspekt zu beurteilen, weil sie bereits nach den üblichen Kriterien positiver Wissenschaft ein einziges Desaster ist. In der als „Positivismusstreit“ der deutschen Sozialwissenschaften bekannt gewordenen Auseinandersetzung Ende der 1960er Jahre etwa wäre sie durch sämtliche Raster hindurchgefallen, durch das eines Theodor W. Adorno sowieso, aber eben auch durch das eines Karl R. Popper. Setzen, sechs! Eine Begründung für die Segnungen des Weltmarkts etwa, die ausschließlich auf einem mathematischen Modell basiert, in dem der Markt überhaupt nicht vorkommt, liegt so weit unterhalb aller wissenschaftlichen oder auch nur alltagslogischen Maßstäbe, dass einem die Frechheit, sie in einem akademischen Lehrbuch unterzubringen, erst einmal die Sprache verschlägt.

Offensichtlich ist es der Gebrauch mathematischer Modelle, mit dem sich die Neoklassik einen Anstrich von Wissenschaftlichkeit zu geben versucht und wohl auch selbst suggeriert. Nun ist aber mathematische Modellbildung mit einer bestimmten, von den Naturwissenschaften adaptierten Methodik verbunden, die sich nicht einfach abtrennen lässt, ohne das gesamte Erkenntnisinstrument zu zerschlagen. Genau dies aber macht die Neoklassik, weshalb übrigens die weitergehende und umstrittene Frage, welche Relevanz mathematische Modellbildung in der Gesellschaftswissenschaft überhaupt hat, am Beispiel der Neoklassik gerade *nicht* sinnvoll erörtert werden kann, denn dazu müsste sie ja in methodisch sauberer Form erst einmal betrieben werden.

Aus der Sicht dieser Methode besteht der Hauptfehler in dem Vorgehen, die mit jeder Modellierung notwendig verbundenen Modellannahmen nicht auszuweisen oder sie nach beiläufiger Erwähnung gleich wieder unter den Teppich zu kehren, wenn sie die eigenen Argumentationen stören. Mathematische Modelle haben den Anspruch, abstrakte, idealisierte Abbilder der von ihnen beschriebenen Aspekte der Wirklichkeit zu sein. Die neoklassischen Modelle werden diesem Anspruch durchgängig nicht gerecht: Es handelt sich bei ihnen nicht um Abstraktionen oder Idealisierungen, sondern um Spezialfälle, die fälschlich für das Ganze genommen werden. Von mehreren Möglichkeiten (etwa: fallende, konstante oder steigende Grenzkosten, fallende, konstante oder steigende Arbeitsangebotsfunktion) wird diejenige als gegeben postuliert, die gerade in die eigene Sichtweise und Argumentation passt, ohne Rücksicht auf ihre tatsächliche Bedeutung und oft sogar unter Missachtung der Ergebnisse anderer Abteilungen der neoklassischen „Theorie“. Dass sich auf diese Weise keine Erkenntnisse über

den Untersuchungsgegenstand gewinnen lassen, die über die eigenen Vorurteile hinausgehen, ist evident.

Um logische Fehler zu erkennen, und um solche handelt es sich, bedarf es keiner besonderen Kennerschaft welcher Methode auch immer. Es ist daher nicht überraschend, dass die hier beschriebene Verwendung mathematischer Modelle kritisiert wurde, seit sie aufkam.<sup>15</sup> Diese Kritik hat aber nicht zu einer Revision des Vorgehens geführt, sondern zur Entwicklung von Immunisierungsstrategien. Eine von FRIEDMAN (1953) in die Welt gesetzte besteht in der Behauptung, es komme überhaupt nicht darauf an, dass die Annahmen in der Volkswirtschaftslehre bekanntermaßen falsch sind, wichtig sei nur, dass sie zu richtigen oder auch nur falsifizierbaren Prognosen führen. Davon einmal abgesehen, dass die aus volkswirtschaftlichen Modellen abgeleitete Tatsachenbehauptungen gegen Falsifikation regelhaft immunisiert sind: Das hier propagierte Vorgehen besteht darin, auf jede Erklärung und jedes Verständnis der prognostizierten Empirie von vornherein zu verzichten. Genauso gut könnte man einen Zufallsgenerator anwerfen, der Hypothesen generiert. Theorie bzw. was dafür gehalten wird auf der einen und Empirie auf der anderen Seite fallen völlig auseinander. Dass auch die Neoklassik von ihren Modellen keinerlei Gebrauch macht, sobald sie empirisch arbeitet (s. o.), ist daher nur folgerichtig.

Tatsächlich zielen die neoklassischen Modelle auch ihrem eigenen Anspruch nach gar nicht auf eine quantitative Übereinstimmung mit Beobachtungsdaten, sondern auf die Vermittlung bestimmter Sichtweisen. Dass es dabei um ein Verständnis des Gegenstands gar nicht geht, dürften auch die Lehrbuchautoren wissen. Einem Harvard-Professor, der mit einem Modell die angeblich zu hohen Tarif- und Mindestlöhne als schuldig an der Arbeitslosigkeit ausmacht, ist natürlich bekannt, dass er hundertzwanzig Seiten vorher im selben Buch die Annahmen eben dieses Modells bereits widerlegt hatte. Der Eindruck drängt sich auf, dass hier Absicht im Spiel ist. Es geht nur noch darum, die eigene Harmonielehre des Marktes unter die Leute zu bringen, auf Teufel komm raus und mit welchen Mitteln auch immer.

Es ist weder etwas Neues noch etwas Besonderes, wenn eine staatlich oder privatwirtschaftliche alimentierte Wissenschaft Ideologie transportiert. Vergleichsweise neu und meines Wissens einzigartig ist aber, dass die herrschende Lehre eines ganzen Fachs *ausschließlich* diese Funktion hat, unter Hintanstellung jedes wirklichen Erkenntnisanspruchs, der andererseits natürlich formal aufrecht erhalten werden muss, weil ohne ihn auch Ideologie sich nicht mehr transportieren ließe. Letztlich hat hier, indem es die neoklassische Lehre zur herrschenden machte, ein Fach seinen Gegenstand aufgegeben, vielleicht aus dem heimlichen Wissen heraus, dass er sowieso nicht mehr zu retten ist. Doch das ist Spekulation.

## Literatur

DEBREU, G. (1976): *Werttheorie. Eine axiomatische Analyse des ökonomischen Gleichgewichts*, Berlin u. a.

FRIEDMAN, M. (1953): *The methodology of positive economics*, in FRIEDMAN, M.: *Essays in positive economics*, Chicago

HELMEDAG, F. (1999): *Ohne Werte und kreislaufschwach: Zum Status der Allgemeinen Gleichgewichtstheorie*, in HELMEDAG, F. / REUTER, N. (Hrsg.): *Der Wohlstand der Personen*, Marburg

KEEN, S. (2001): *Debunking economics: The naked emperor of the social sciences*, Annandale

KRÄTKE, M. (1999): *Neoklassik als Weltreligion*, in Kritische Interventionen 3, *Die Illusion der neuen Freiheit*, Hannover, 100 – 144

ISF (2000): *Der Theoretiker ist der Wert*, Freiburg

---

<sup>15</sup> vgl. KRÄTKE (1999) und die dort genannte Literatur

- KURZ, R. (1995): *Die Himmelfahrt des Geldes. Strukturelle Schranken der Kapitalverwertung, Kasinokapitalismus und globale Finanzkrise*, Krisis 16/17, 21 - 76
- MANKIW, G. J. (2001): *Grundzüge der Volkswirtschaftslehre*, 2. Aufl., Stuttgart
- NEUMANN, M. (2002): *Neoklassik*, in ISSING, O. (Hrsg.): *Geschichte der Nationalökonomie*, 4. Aufl., München, 271 – 288
- ORTLIEB, C. P. (2004): *Methodische Probleme und methodische Fehler der mathematischen Modellierung in der Volkswirtschaftslehre*, erscheint in Mitteilungen der Mathematischen Gesellschaft in Hamburg 23,  
Preprint unter [www.math.uni-hamburg.de/home/ortlieb/hb18MethFehlerVWL.pdf](http://www.math.uni-hamburg.de/home/ortlieb/hb18MethFehlerVWL.pdf)
- RICARDO, D. (1994): *Über die Grundsätze der Politischen Ökonomie und der Besteuerung*, Übersetzung der 3. englischen Auflage von 1821